

Tagebuchblätter von Nanny von Escher : Albis-Langnau [Schluss]

Autor(en): **Escher, Nanny von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **23 (1919-1920)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tagebuchblätter von Nanny von Escher, Albis-Langnau.

(Schluß.)

Den 16. Mai.

Sonnig und friedlich war der ganze Tag. Ich arbeitete an einem kleinen Festspiel und erfrischte mich zwischendurch an Hermann Hesses Gedichten, von denen mich viele an meinen Liebling Drammor erinnern.

Den 17. Mai.

Der Wind trieb uns unbarmherzig ins Haus hinein. Er wird wohl auch die weißen Blüten des Birnbaumes, der die Südseite des Hauses bräutlich schmückte, zerzausen, wird den Flieder von den Stengeln reißen, die roten Herzchen verwehen und uns somit die Frühlingspracht rauben, bevor wir Muße fanden, sie gebührend zu bewundern.

„Zu spät!“ Klingt es mir heute aus jeder Ecke entgegen.

Eine mütterliche Freundin, die ich so gerne noch einmal besucht hätte, wird morgen zu Grabe getragen.

Als ich die würdige Dame im November zum letzten Mal sah, saß sie steif und stolz wie immer in ihrem Lehnstuhl am Fenster, das den Ausblick auf den altmodischen kleinen Garten gewährte. Ihre Worte waren streng abgemessen, verrieten jedoch soviel Herzensgüte, daß einem dennoch wohl dabei wurde. Bei ihr herrschte jene Salonluft, die Reinhold Moritz von Stern im Jahr 1895 als Charakteristikum meines ersten Gedichtbändchens bezeichnete.

„Man fühlt sich behaglich, weil man sich vor allen Erzeffen geschützt weiß, aber man wird nie warm.“ — So ungefähr hatte s. B. sein Urteil im litterarischen Bulletin gelautet, und daran habe ich zurückdenken müssen, so oft ich mich in jener Visitenstube befand. Schon dieser Name sagt alles! Bequeme Sitzgelegenheiten für die Besucher standen rings um das Arbeitstischchen der Hausfrau, allein Spuren häuslichen Lebens waren nirgends zu entdecken. Auf dem hohen Sekretär prangten scheinbar stets dieselben Riesensträuße von Stechpalm- und Tannenzweigen, und dazwischen glänzte in blendendem Weiß ein kleines Mabafterkreuz, die Erinnerung an einen Toten.

Vielleicht hat auch die Erinnerung an einen Toten der schönen alten Frau soviel Selbstbeherrschung und Würde verliehen, und vielleicht lauschte er jenen Reden, bei denen man hätte warm werden können, und wir Lebende bekamen nur die paar Worte zu hören, die auf der Goldwage des Herzens zufällig zurückgeblieben waren, als sie den reichen Inhalt in sein Grab geleert hatte. Denn geliebt hatte sie gewiß zu einer Zeit, von der wir nichts mehr wissen als trockene Daten.

Vielleicht hat sie dem Willen der Eltern zulieb sich vermählt, ist freudlos

in kinderloser Ehe neben dem gelehrten Gatten einhergegangen, hat mit ihm die goldene Hochzeit gefeiert und ist an seiner Seite in steter Treue still und stumm geworden.

Den 19. Mai.

Einer der Freunde schickte mir Bourgets „Cruelle énigme“ zum Lesen. Was ich bis jetzt durchblättert habe, befriedigt mich nicht. Wohl sind die Frauen meisterhaft skizziert und grausam seziert. Schöne Puppen, die man zuerst liebkost, dann reißt man die glänzenden Hüllen ab, macht einen tiefen Schnitt in die Stelle, wo das Herz sein sollte und läßt den Kleie-Inhalt des lieblichen Leibes in alle Winde verflattern. Das ist ungerecht! Ein Kind, das mit der Puppe spielen will, soll sorglich mit ihr umgehen.

Ein Mann aber, der ein Weib liebt, soll nicht ihrer Eitelkeit schmeicheln und sich mit ihrer Schönheit schmücken wollen, sondern vor allem ihrer Seele den Halt geben, dessen sie bedarf. Tut er dies, dann wird aus dem Spielzeug ein Werkzeug fürs Leben, tut er es aber nicht, dann wirft er nach der ersten Enttäuschung voll Überdruß und Ekel die Frau von sich, wie das Kind die zertrümmerte Puppe.

Den 20. Mai.

In Zürich starb ein altes Fräulein, das ich letztes Jahr wegen der Notizen fürs Geschlechterbuch in seinem friedlichen sonnigen Altjungfernheim besucht hatte. Ich weiß noch gut, wie mir zu Mute war, als ich neben ihr auf dem steifen Kanapee saß. Scheinbar verband uns der Name, weil aber innerlich nichts Gemeinsames war, keine Erinnerungen, keine Interessen, bildete er eigentlich nur eine Kluft, an der wir uns doppelt fremd gegenüber standen. Für sie war unser Wappentier, der Luchs, längst im dichtesten Urwald der Vergangenheit verendet. Sie begriff nicht, daß er für mich lebt und streitbare Taten hat. Übrigens hat sie ihn jedenfalls nie geliebt. Sie war zu scheu und still, kein rechtes Luchsenkind.

Den 21. Mai.

Im Geist halte ich Feierabend mit einem der Freunde. Ein Brief hat ihn mir so nah gebracht, daß mir ist, er sei hier auf dem Balkon, könne mit mir dem Zug der Wolken folgen und dem prachtvollen Festgeläute lauschen, das aus dem Tal heraufsteigt, um Pfingsten zu verkünden.

Ja, wäre er da, er würde ruhig werden! Auch die Wolken, die ihm jetzt die freie Aussicht in die Zukunft verdecken, ziehen vorüber. Licht wird es in seinem Leben. Daran glaube ich fest und darauf freue ich mich wie wir uns im Winter auf den Frühling freuen.

Doch was nützt meine Freundschaft, wenn sie nicht imstande ist, ihn vor trüben Stunden zu bewahren? Ich möchte ihm sagen: „So oft du fühlst, daß du in ein Labyrinth hineingeraten bist, mußt du in Gedanken wie gestern,

als du mir schriebst, meine Hand fassen und dich herausführen lassen an unsern Lieblingsplatz.“

Vom Glauben an den heiligen Geist, den die Kirche lehrt, rede ich nicht, aber ich danke dem Himmel dafür und bin vielleicht froher und reicher dabei als jene, die in erzwungener Gemeinschaft singen und beten.

Den 23. Mai.

Welch trübe Pfingsten! Gestern freilich saßen wir noch im Garten und sahen festfeierndes Volk vorbei wandern mit großen gelben Blumensträußen.

Den 24. Mai.

Die wunderbare Bläue von Himmel und See weckte in Mama eine Erinnerung. Als junges Mädchen sei sie einmal bei solchem Wetter mit Großmama von Meilen zur Stadt gefahren und habe laut jubelnd jedes Segelschiff bewundert, das sich schimmernd vom blauen Hintergrund abhob. Da sei die mütterliche Entgegnung: „Mir sind die Bohnenstangen am Ufer lieber“, wie ein Blickstrahl in ihr kindliches Entzücken gefahren. Mich interessierte diese Reflexion, weil sie mir bewies, wie gleichmäßig der Geist oder die Empfindung altert.

Abends gab ich jungen Herren, die bei uns zu Besuch gewesen waren, bis zum Waldrand das Geleit. Schimmernder als je lag die Stadt vor uns.

Eine Stunde später kam ein Handwerksbursche des Weges. Mit freundlichem Dank nahm er den üblichen Behrpfennig in Empfang und sagte fast schüchtern: „Ich bin Österreicher, habe Nord- und Süddeutschland durchwandert, aber so etwas Packendes wie die Aussicht da vorn, habe ich noch nie geschaut.“ Dieses unverhoffte Echo überraschte und freute mich.

Mag ein Mensch uns noch so fremd gegenüber stehen, wenn dieselben Gefühle ihn bewegen, die uns erfüllen, wird er uns vertraut, und wir fragen nicht nach Herkunft und Stand, sondern grüßen die Seele.

Den 23. Juni.

Eine junge Dame aus Freiburg im Breisgau, die schon vor vier Jahren zur Sommerfrische im Albi-Wirtshaus weilte, ist wieder eingetroffen und stattete uns gleich nach ihrer Ankunft einen Besuch ab. Offenbar hatte sie mit Anhänglichkeit in all den Jahren an uns gedacht. Wir plauderten lange im Garten. Fräulein Ino erzählte von ihrem toten Vater, der als Arzt im Schwarzwald praktiziert hatte, von ihren Freundinnen und ihrer Lektüre. Sie ist ein feines sympathisches Wesen, dessen Nachbarschaft uns Freude bereitet.

Den 26. Juni.

Den ganzen Tag Regen! Außer Fräulein Ino hat sich niemand zu uns gewagt. Von ihr erfuhr ich viel über ihr Leben. Vor 2 Jahren hat sie durch einen Sturz vom Tram beinahe das linke Auge verloren. Dank der Sorg-

falt der Aerzte konnte es gerettet werden, und nur die Lähmung des Sehnervs erinnert noch an den doppelten Schädelbruch, den die Aermste erlitt.

Den 28. Juni.

Während wir mit einer jungen Malerin am Kaffeetisch unter den Tannen saßen, kam Fr. Ino.

Welch ein Unterschied zwischen den beiden! Jene, vom Leben herumgewürfelt, auf sich selbst gestellt, mit den klugen schwarzen Augen nach einem Ruheplätzchen spähend, diese verwöhnt, immer bereit, das von weichen rot-blonden Haaren umrahmte Querköpfchen zu schütteln und zu rufen: „Ich mag nicht!“

Den 29. Juni.

Die Töne eines Feiertags haben mich diesen Morgen begrüßt, als ich die Läden öffnete, und vorhin, als ich sie schließen wollte, hörte ich vom Wirtshaus her Gesang und Hurra-Rufe. Bunte Lampions tauchten im Gebüsch auf; offenbar wurde ein Fest gefeiert, an dem ich, soviel das Ohr teilzunehmen vermochte, freudig mithielt. Die unverhoffte Musik entschädigte mich für ein Gedicht, das ich nicht hatte schreiben können. Eine prächtige Abendbeleuchtung hätte ich gar zu gern in Versen fixiert. Im Vordergrund die smaragdnen Wiesen des Bergabhanges, dahinter die schwarzen Tannen, und zu Füßen den Talgrund, der vom lichten Blau bis zum tiefen Violett alle Töne aufwies und mit dem rotgoldenen Horizont eine so wunderbare Einheit bildete, daß die Gegend als solche nicht mehr in Betracht kam, sondern lediglich als Farbenspiel wirkte.

Den 13. Juli.

Fr. Ino, die einige Tage in Deutschland war, hat mir verschiedene literarische Neuheiten aus ihrer badischen Heimat mitgebracht, zum Teil sehr hübsche Sachen, zum Teil ganz tolles Zeug, das nur aus Modesucht entstehen konnte. Am meisten freute mich ein Schwarzwälder-Album, dessen Ansichten und Trachtenbilder Erinnerungen an Rippoldsau weckten, wo ich als Kind zur Sommerzeit und als junges Mädchen im Winter glückliche Tage verlebt hatte.

Die Schlittenfahrten auf den Rniebis, der mich mit seinen Schneebe-lasteten Waldbriesen an unsern Albis gemahnte, die Köhlerhütten in ihrer malerischen Armseligkeit, die Kast imwürttembergischen Freudenstadt — alles ward mir während des Blätterns in Inos Buch zum unbergeflüchten Bild.

Den 17. Juli.

Die Bremer-Kolonie ist wieder im Windegg eingerückt. Wir sehen die weißen Kleider der jungen Damen zwischen den Bäumen auf Nachbars Wiese hin- und herhuschen, wir hören fröhliche Rufe, lautes Lachen und freuen uns über die vergnügte Nachbarschaft, die seit Jahren jeden Sommer ihren Ein-

zug hält. Wie die Leute sind, davon haben wir keine Ahnung, aber ihr munteres Wesen berührt uns sympathisch.

Den 19. Juli.

Als ich draußen mit dem Postboten plauderte, kam eine der Bremerinnen die Straße herab, ein großes, hübsches Mädchen, das meinen Gruß freundlich erwiderte. Abends spazierte sie in Begleitung ihrer Freundin am Garten vorbei, da fragte ich, ob sie eintreten möchten, und als sie freudig bejahten, führte ich sie durch unser kleines grünes Reich. Die Anführerin — ich nenne sie so, weil ich noch keinen Namen weiß — beichtete mir, sie habe oft draußen hinter der Hecke gestanden und verlangend hineingeguckt. Sie ist ein allerliebstes Wesen, frisch und natürlich, frei von allem Getue, daß einem in ihrer Nähe wohl wird. Schon die Stimme zu hören, ist ein Genuß. Wäre ich Mann, ich würde mich mit den Ohren verlieben; ich glaube, sie trügen weniger als die Augen.

Den 20. Juli.

Hanna heißt die große, Emma die kleine. Sie sind grundverschieden, sowohl im Aeußern, als im Wesen. Emma hat einen echt nordischen Typus. Im weißen Gartenhut, dessen Krempe sie vorn breit aufstülpt, erinnert sie an Fischermädchen, wie wir sie aus den Bildern alter und neuer Meister kennen. Manchmal denke ich bei ihrem Anblick sogar an Sappländerinnen, die ich vor bald 30 Jahren auf dem Eisenacher Bogelschießen sah. Auch die Stimme hat einen andern Klang als Hannas Stimme. Sie zischt und klingt fremd, nicht deutsch.

Heute hat ich die Freundinnen, mir ins Haus zu folgen. Ich ließ mir von der Herreise erzählen, wie drückend heiß die Fahrt bis Basel gewesen sei. „Ein Mal ums andere rief ich, ich kann nicht mehr!“ berichtete Hanna treuherzig und fügte hinzu: „und schließlich mußte ich doch Durst und Hitze wieder aushalten.“

Geht's uns nicht allen so? Rufen wir nicht täglich auf unserer Lebensreise in kindischem Verzagen: Ich kann nicht mehr!

Aber nicht alle vergessen so rasch wie Hanna die Unlust und geben sich rückhaltlos der Begeisterung hin. Kaum in Basel angelangt, eilte sie auf die Pfalz, deren weihedvolle Schönheit sie nicht genug zu rühmen wußte, und am Morgen pilgerte der ganze Damenzug in die Augustinergasse; denn auf die Kunstsammlung mit ihren Holbein-, Böcklin- und Stückelbergbildern hatten sie sich schon in Bremen gefreut.

Den 28. September.

Zwei Monate sind wieder durchs Land gezogen. Vieles hätte ich erzählen können von Menschen und Verhältnissen, aber die Zeit hat gefehlt, oft auch die Kraft, niemals die Lust.

Heute ist Papas Todestag. Von Empfindungen, auf die ich mich nach

37 Jahren nicht besinnen kann, will ich nichts sagen, bloß von Tatsachen. Ich sehe noch immer die schöne Leiche. Papa erschien trotz seiner 53 Jahre wie ein Mann in den Dreißigen. Viele Leute kamen und weinten, Briefe und Zeitungen, die in langen Spalten ihr Bedauern ausdrückten, flogen ins Haus, und ich fühlte mich wichtig als ein kleiner Teil dessen, um den man trauerte. Ich hatte Papa sehr lieb gehabt und nur Freundliches — immerwährende Güte — von ihm erfahren. Jeden Morgen begleitete er mich, schüchternes, schwächliches Ding bis zur Türe des Schulhauses und sprach mir dort Mut zu; denn ich fürchtete mich ja vor allem, vor den Mitschülerinnen, den Lehrern und Lehrerinnen, die zwar stets ihre Stimme dämpften, so oft sie mit mir redeten. Abends spielte Papa mit uns oder las uns vor. Ungehalten war er nur, wenn ich vorlaut wurde, wenn ich an Menschen und Vorkommnissen eine scharfe Kritik übte, die nicht zu meinem kindlichen Alter paßte. Er suchte mir aber nie einzureden, ich sei im Unrecht gewesen, sondern sagte lachend zu Mama: „Die Kleine hat wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen.“ Aber ich sollte mich nicht in alles mischen, was die Eltern bei Tisch verhandelten, das verlangte er.

Ich glaube nicht, daß ich sein Liebling war; ich war so unscheinbar neben dem stattlichen Offizier, der sich zu seinen Töchtern noch einen Sohn gewünscht hatte und nun mit dem zerbrechlichen Wesen, das jeder Regentag aufs Krankenbett warf, vorlieb nehmen mußte.

Als Papa starb, der sich auf einer Inspektionsreise ein schleichendes Fieber geholt hatte, herrschte in Zürich die Cholera. Zu beiden Seiten seines Grabes auf der hohen Promenade lagen solche, die von der Seuche dahingerafft worden waren. Es war eine Periode des Schreckens. Auch wir hatten eine zeitlang den gefürchteten gelben Zettel an der Haustüre, weil unsere alte Köchin an choleraverdächtigen Symptomen erkrankte und in kein Absonderungshaus transportiert werden konnte, da nicht ein einziges Bett frei war. Mit knapper Not gelang es dem Arzt, eine Wärterin aufzutreiben, eine energische Schwäbin, die ein strenges Regiment in den hintern Räumen führte, aber dafür sorgte, daß wir Kinder in den vordern Zimmern uns nicht von Krankheit und Tod einschüchtern ließen. Im Hausgang standen große Kessel mit Chlorkalk zur Desinfektion, und wenn wir über den Flür gingen, mußten wir Mund und Nase tief im Taschentuch vergraben, um keine gefährliche Luft einzuatmen.

Daß Mama dem Sterbenden, der von ihr mit rührender Hingabe gepflegt wurde, verschweigen konnte, in welcher unheimlicher Verbannung wir alle lebten, ist mir heute noch ein Rätsel.

Den 29. September.

Hanna schickte ein paar hübsche Karten und schilderte einen interessan-



Heimkehr beim Sturm. Nach dem Gemälde von E. Neisner.

ten Abend, den sie mit Bertha von Suttner im Bremer-Ratskeller verlebt hat. Da mögen die Geisteswaffen lebhaft geklirrt haben?

Den 30. September.

Ein Telephonbericht meldete den Besuch der österreichischen Verwandten. Beim herrlichsten Wetter rückte die lustige Schar ein. Mein Vetter hatte sogar seinen Orden mitgebracht, damit wir die wunderschöne Goldschmiedearbeit betrachten konnten. Dabei erzählte er von der Audienz, die ihm der Kaiser gewährt hatte und wie huldvoll der alte Monarch gewesen sei. Alle Leute in der Hofburg beschrieb er uns: das kummergebeugte, zitternde Mütterchen, das mit seinem Bittgesuch zum Herrscher schlich, den greisen Aristokraten, der seinen blutjungen Sohn der kaiserlichen Gnade empfehlen wollte, den obersten Beamten eines Gerichtshofes, dem ein mit Goldborten besetzter roter Talar umgelegt wurde, als er beim Kaiser beeidigt werden mußte und der dann nach diesem Akt noch ein zweites Mal im sauberen schwarzen Frack — ohne das Dekorationsstück, das so schäbig ausgesehen hatte — ins kaiserliche Gemach hineinschlüpfte, um sich zu bedanken. Mich fesselten diese Mitteilungen im höchsten Grade, und daß Oesterreichs Gerechtigkeit ein schäbiges Gewand trägt, gab mir zu denken.

Den 1. Oktober.

Wir blieben den ganzen Nachmittag an der Sonne sitzen; es war so schön draußen, daß man gern den Haushalt samt seinem Ballast vergaß.

Erst in der Dämmerung schickte ich mich an, den Staub des Alltags wegzuwischen; aber kaum war ich an der Arbeit, so ertönte beim Gartentörchen frohes Jubilieren. Rasch mußte ich Schaufel, Besen und Wischlappen beiseite werfen, um ein Brautpaar zu begrüßen, das offenbar originell sein wollte und deshalb den Brautbesuch auf eine so vorgerückte Stunde verlegt hatte. An der Verlobten, einer liebenwürdigen Künstlerin, fiel mir auf, daß sie im Gespräch den Namen ihres Auserwählten nur einmal nannte. Auf sie paßt nicht, was Rückert im „Liebesfrühling“ so schön in Worte kleidet:

„Ach, ein Nam', ein neuer,
Ohne Klang sonst meinem Ohr,
Ist mir worden teuer,
Kommt mir wie ein Zauber vor.
Wo ein Mund ihn raunet,
O, wie laut mein Herz erschrickt!
Und mein Auge staunet,
Wo's geschrieben ihn erblickt.“